



7. Jahrgang

Lauenburg (Elbe), August 1934

Nummer 8

Der Leinenschak in Schrant und Truhe.

Von Th. Göthe.

Ein weiter Weg war es, der vom grünen Flachs zum weißen Leinen führte, und vielfältig, mühsames Schaffen hatten einst die Männer und Frauen im Bauern- wie Bürgerhaus, in Stadt und Land, die sich in der Bearbeitung der Leinpflanze die Hand reichten. Neben einzelnen, heute unbeachtet im Dachstübchen stehenden Gerätschaften für diese auch in Niedersachsen allgemein geübte Hausindustrie, blieb nur noch die Erinnerung, welche die Älteren unter uns mit der Zeit des „eigengemachten“ Leinens verknüpft und verbindet.

Wohl weiß ein jeder auch jetzt noch, daß die Leinpflanze, der Flachs, in seinen Fasern den Stoff für unser Leinen liefert; doch die Herstellungsart von früher entwand, weil die Maschine, in Fabriken eine neben der anderen stehend, die Fleißigen an Brake und Schwinde, vor Spinnrad und Webstuhl ablöste und ihre Arbeit übernahm. Nicht mehr zu finden sind auf unsern Feldern die Kleinen, zwischen dem übrigen Korn liegenden Flächen, auf denen der Flachs angebaut und zur Zeit seiner Blüte mit seinen himmelblauen Blumen und Staubblättern einen freudeerweckenden Anblick bot. Des Sommers Sonnenschein sorgte dafür, daß die erst im Mai gesäte Pflanze schon Ende Juli, wenn der Jakobstag ins Land gekommen, zur Ernte reif stand. Nicht Sichel und Sense schnitt den Flachs, sondern gezogen, gerauft ward er in kleinen, etwa eine Hand starken Bündeln auf dem Felde kreuzweise übereinander gelegt, auch wohl zusammengefaßt oder über niedrige Holzgestelle gehängt.

Schon bald darauf erfolgte das Einfahren der Pflanzen, und nachdem diese durch „Reepeln“ von den Samentknoren, welche den Weg zur Oelmühle fanden, befreit waren, begann die mühevolle, umständliche Arbeit, die nötig war, um den Flachs für das Spinnen verwendbar zu machen. Die zähen Bastfasern unter der grünen Oberhaut der Pflanze will der Mensch sich zu nute machen, drum mußte der innere holzige Teil, um die sich die wertvolle Faser gelegt, von dieser getrennt und beseitigt werden. Eine ganze Reihe einzelner Arbeitsvorgänge folgte für diesen Zweck einander.

Keiner von den alten Männern, die im Heimatmuseum die Brake wiedersehen, kann es lassen, noch einmal den Griff in die Hand zu nehmen, den alten einst in vielen Stunden geübten Schlag und Takt wieder einzuhalten und damit eine Erzählung aus entschundenen, mit Lebensfreude gefüllten Jugendjahren zu verbinden. Ein jedes Mütterlein, das hier Garnwinde, Schwinde und Spinnrad zu Gesicht bekommt und sie aus eigenem Erfahren kennt, schauet mit leuchtenden Augen hinüber in vergangene Frühsommertage ihres arbeitsreichen Lebens. Sie, diese Alten, wissen um den Werdegang des allezeit im Werte hochstehenden Leinens und können uns berichten, viel besser denn in Buch und Schrift es steht, von der Mühe und der Freude zugleich, die hier am Werke standen.

Es war kein Leichies, den draußen unter dem Einfluß von Tau und Tag mürbe gewordenen Flachs zum „Rösten“ in den Backofen zu bringen. Zum Schutze gegen die große Hitze band das junge Mädchen sich die blauleinene Schürze um den Kopf und kletterte in den Ofen hinein. Von draußen wurden ihr die einzelnen Bunde zugereicht, die sie hier, fest neben- und übereinandergestellt, verpacken mußte, bis der ganze Raum gefüllt war. Drauf galt es beim Braten, das da schnell geschehen mußte, um die Trockenheit des gerösteten Flachses auszunutzen, gleichen Schritt zu halten mit allen andern, die gekommen, um zu helfen. Nachbar und Nachbarin traten hier zu gegenseitiger Hilfeleistung zusammen, wenn die Hauptarbeit im Felde geschehen; so wurde

das emsige Geklapper der Braten im Orte zu einem Wahrzeichen des scheidenden Sommers. Dem Braten folgte das Schwingen am Schwinde, dessen aufrechtstehendes Brett alte Ueberlieferung oben meistens in einem geschnittenen Pferdekopf endigen ließ, schließlich das Hecheln mit dem kammartig zusammengelegten Hechelzinken, wodurch der Flachs glattefärrt und in besseren wie geringeren gerrennt ward.

Und nun, nachdem alle diese Vorarbeit geleistet, konnten die Spinnräder, die seit dem Frühjahr ihre Ruhepause gehabt, hervorgeholt und in Gang gesetzt werden. Hoch in Ehren stand in früheren Zeiten das Spinnrad. Von den Jugendfreundinnen mit Bändern reich und zierlich geschmückt, hielt es mit der jungen Chefrau zusammen den Einzug in deren neues Heim, blieb ihr

treu und begleitete sie durch alle Jahre, da diese den Hausstand leitete. Wir alle kennen und lieben auch die Poesie, die deutsche Spinnstuben in Bürger- und Bauernhaus erfüllt. Wir wissen um Freud und Scherz, so hier zur Jugend sich gesellten und mit fröhlichen Liedern, die uns heute wieder neu geworden, die langen Arbeitsstunden spielend kürzten. Durch manche Türen, wie könnte es anders sein, trat aber auch des Alltags Sorge zur Spinnerin, sie zum eifrigen Schaffen immer neu anspornend, bis hier dem einsam im kleinen Stübchen spinnenden Mütterlein, dort der im langen Tagewerk ermüdeten Hausfrau der Faden den Fingern entglitt.

Der Erfolg fleißiger Spinnarbeit, der fertige Faden, lief meistens durch Großvaters Hand, dem das Aufhaspeln am besten stand, von den Spulen einer nach dem andern auf der Haspel zum Bunde zusammen. Von hier wurden die Bunde auf die Garnwinde hinübergeleitet und dann durch das Spulrad auf die große Spule, deren zwanzig beieinander auf der Scherleiter sich zusammenfanden. Als zwanzig Fäden, geschickt durch die zehn Finger beider Hände von einer hierin Bewanderten, meistens der Hausfrau selbst, auf den Scherrahmen gebracht, war das Ergebnis der nun noch als letzte übrigbleibende Arbeit, des Abscherens, endlich die fertige Kette, die, an den Enden zusammengeknüpft, weggelegt werden konnte, bis sie zum Weber ge-



Das Siegel
des Leinweberamtes.

tragen und diesem zum Aufzug auf seinen Webstuhl in die Hand gezählt wurde.

So mußten viel Handgriffe getan werden, bis aus dem geernteten Leinpflänzchen auf der Flur der fertige Faden geworden; die weitere Arbeit stand dem Webstuhl zu. Er fand sich, als Erbstück durch Jahrhunderte in der Familie von einer Hand zur andern gegeben, in vielen Häusern vor und ward alljährlich nach Weihnachten neu zusammengestellt, nachdem er den Sommer und Herbst über auseinandergenommen im Speicher gelegen, um der Stube nicht unnötig Platz fortzunehmen. Sein Geflapper ließ auf der Weberbank den fleißigen Arbeiter verspüren, der Faden an Faden zur Leinwand breitete.

Wie aber aller Handwerksbetrieb am besten in gelernten Händen liegt, so erstarbte auch früh schon das Weben zu einem Können, dem dann die Junft- und Gildezeit ein äußeres, festes Gepräge gab. Meister der Webekunst fanden sich überall in Stadt und Land; sie sind in unserm Lauenburg nachzuweisen als zusammengeschlossene Gilde seit 1672. Am 12. März dieses Jahres vollzog Herzog Julius Franz im Schloße zu Neuhaus mit seiner Unterschrift die „Amts-Rolle der Leinweber in Lauenburg“, durch die er die neue Junft mit allen Privilegien eines Gildeamtes versah und den Meistern in 32 Artikeln die Pflichten und Rechte ihres neuen gegestigten Zusammenschlusses klarlegte und festsetzte. Lade und Siegel der Lauenburger Weber, sowie einzelne Gildeakten, sind uns geblieben und werden im Museum für die Zukunft bewahrt. Das Siegel zeigt im Felde die blühende Leinpflanze und als Umschrift die Worte: Das Amt der Lein-Weber in der Stadt Lauenburg.

Mehr noch als dies äußere Gepräge galt aber das Können selbst. In der Weberstube saßen Meister und Geselle auf der Bank und führten das Schiffchen mit kunstgerechtem Griff hin wie her; hier lernte der Lehrling mit aller Acht, was er später selbst vollführen und fertigbringen sollte. Kunde wie Kundin ward bedient, wie beide es wünschten und wollten. So stand das Lauenburger Weberamt in Ehren neben den anderen Zünften und Gilden. Sieben Meister waren es, nach einer Aufzäh-

lung aus dem Jahre 1740, die in der Stadt zum Amte gehörten, ihnen hatten sich angeschlossen je ein Meister in Artlenburg, Wangellau, Wikeeze, Bötrau, Franzhof und Schulendorf.

Der Hausfrau, die wahrlich in ihrem Hausstand genügend zu tun, war somit die Sorge um das Weben abgenommen. Daß aber die Lauenburger Webstühle nicht stille standen, sondern die Schätze des Leinens, welches unsere Voreltern besonders achteten, in Hülle und Fülle zusammenbringen halfen, dafür nur einen Beweis: Anna Lucia, die Ehefrau des auf der Neustadt wohnenden Hans Tenkel, hinterließ bei ihrem Tode den Erben, wie aus einer notariellen Aufstellung vom 27. November 1689 hervorgeht, an „Linnen, so in Bolzen und Stufen bestanden, Nr. 1: Ein Stück groß flächigen Linnen, eine Elle breit und vierundfünfzig Stöck lang. Nr. 2: Noch eins dergleichen, eine Elle breit und sechsunddreißig Stöck lang . . . Nr. 10: Ein unangeschnitten Stück gar fein flächigen Linnen, $\frac{3}{4}$ Ellen breit und 84 Stöck lang.“ Nicht weniger als 24 Bolzen wurden aus den Läden herausgezählt und aufgemessen; sie umfaßten, in heutiges Maß umgerechnet, zusammen 708 Meter an feinem und grobem Leinen. Aus dem nächsten Teil der Aufstellung, das „Linnen-Geräthe“, umfassend, geht hervor, daß Anna Tenkel u. a. an Wäscheutensilien besaß 51 Bettlaken, 41 Gerstenkorntischlaken, 32 Mannshemden, 30 Frauenhemden, 27 Kissenbüren, 34 Tischtücher. Für weitere Leinenbereitung lagen außerdem noch 81 Pfund gesponnenes Garn und 67 Pfund ausgeheckelter Flachszur Hand.

Wir sind erstaunt über den Reichtum, den eine Bürgerfrau damals ihr eigen nannte, und müssen in heutiger Gegenwart ringen um die Erkenntnis, wie dieser Leinenschatz in Truhe und Schrank angewendet und verwertet werden konnte. Andere Zeiten sind mit dem Wechsel der sich aneinander reihenden Jahre gekommen. Der Arbeitsstuhl der Lauenburger Weber ist leer geworden. Ein Meister nach dem andern ging nach getaner Arbeit stille von dannen, ohne daß ein Nachfolger auf die Bank sich setzte, die er verlassen. Die letzten, welche in der Stadt die Weberkunst als Beruf ausübten, sind unseres Wissens gewesen: Joh. Vöding, Christ. Salig, Joh. Stappenbeck und Joh. Wulff.

Zum hundertsten Todestage Carl Ludwig Hardings.

Geboren am 30. September 1765 in Lauenburg (Elbe), gestorben am 31. August 1834 in Göttingen.

Gedenktage gibt es viele, und das deutsche Volk wird mit Recht an die großen Unsterblichen erinnert, die durch ihre Werke der Menschheit und der Wissenschaft dienten und das Ansehen der Nation vermehren halfen. Aber an vielen großen Forschern geht die Masse teilnahmslos vorüber, weil sie von ihnen nichts weiß. Zu den ganz großen und edlen Forschern gehört auch der am 29. September 1765 in unserm Städtchen Lauenburg an der Elbe als Sohn eines Pastors geborene Astronom Carl Ludwig Harding, der sein ganzes Leben der Himmelskunde widmete. Es dürften nur wenige unserer Zeitgenossen, wenige in seiner Heimat und in seinem Vaterlande heute noch wissen, daß dieser emsige Forscher, der an der Sternwarte in Göttingen tätig war und mit den berühmtesten Zeitgenossen, auch mit dem bekannten Astronomen Friedrich Wilhelm Bessel, seinerzeit in Verbindung stand, den ersten größeren deutschen Himmelsatlas schrieb und über 120 000 Sterne verzeichnete. Sechs Jahre vor seinem Tode begann Carl Ludwig Harding mit der Herausgabe der Kleinen astronomischen Ephemeriden, in denen er auch als der allererste Astronom auf die Verdunklung von Fixsternen aufmerksam machte und die Vermutung aussprach, daß noch unentdeckte Himmelskörper die Ursache dieser Verdunklung seien, was sich später als richtig erwies. Leider konnten seine astronomischen Jahrbücher nach seinem Tode am 31. August 1834 nicht mehr fortgeführt werden, weil zu seiner Zeit kein Nachfolger zur Stelle war, um das erste Werk, das nicht nur unermüdblichen Fleiß, sondern auch große Opfer an Zeit und Geld forderte, in gleicher Weise fort-

setzen zu können. Ueber 90 Jahre vergingen, ehe wieder deutsche astronomische Ephemeriden (das sind mathematisch berechnete Gestirnsstände) erscheinen konnten. — Jahrzehnte lang konnten astronomische Ephemeriden nur von England bezogen werden, und die meisten Deutschen wußten gar nicht, daß vor reichlich hundert Jahren ein deutscher Astronom mit seinen Mitarbeitern emsig am Werk war, regelmäßig Gestirnsstände zu berechnen und herauszugeben, die im heute noch bestehenden Verlag von Vandenhoeck & Ruprecht in Göttingen sechs Jahre lang erschienen sind (nebenbei bemerkt wird dieser Verlag im Februar 1935 sein zweihundertjähriges Jubiläum feiern). Man kann die Forscherarbeiten der großen Männer, besonders, wenn sie den sogenannten „trockenen“ Wissenschaften der Mathematik und Astronomie dienten, auch schwer der Allgemeinheit zugänglich machen, höchstens auf dem Wege der schönen Literatur, der Dichtung. Und dieser Versuch gelang in sehr glücklicher Form der bekannten Astrologin und Schriftstellerin Elisabeth Ebertin. Sie verfaßte zum hundertjährigen Todestage Hardings, des berühmten



Carl Ludwig Harding

Astronomen, eine historische Erzählung, die uns den ersten Himmelsforscher menschlich nahe bringt. Erschütternd ist darin zu lesen, wie sein ganzes Leben, fast bis zur Todesstunde, dem weiten Himmelsraum galt, wie sein unermüdblicher Forschergeist ihm keine Ruhe und Erholung gönnte. Aber das Buch „Der Himmelsgang eines Himmelsforschers“ (Verlag Werner Böhm, Chemnitz) deutet auch an, daß Harding ein Seher war, dessen Seele die Allgewalt des Kosmos stärker fühlte, als der gewöhn-

liche Sterbliche. Das Wort Goethes an die Frau von Stein: „Ich sehe dich eben künftig wie man Sterne sieht“, kann auch auf Carl Ludwig Harding angewandt werden. Auch er sah den Sternenhimmel mit anderem, in die Zukunft schauendem Blick. Allen Freunden der bekannten Verfasserin, die auch schon siebzehn Jahrbücher (wenn auch in anderer volkstümlicher Form) herausgab, wird diese Neuerscheinung, die dem Mann der Wissenschaft, der Himmelskunde ein Denkmal setzt, hochwillkommen sein.

A. L.

*

Mit dem Verfasser vorstehenden Artikels kann man wohl darin übereinstimmen, daß Carl Ludwig Harding heute auch in der Stadt seiner Geburt, Lauenburg (Elbe), zu den Vergessenen gehört, obwohl er sich durch das, was er auf dem Gebiete der astronomischen Forschung geleistet, einen ehrenvollen Platz in der Reihe derer gesichert hat, die der Menschheit neue Bahnen in der Erkenntnis der Sternenwelt wiesen.

So hat die Stadt Lauenburg im besonderen die Verpflichtung, dieses Mannes in Veranlassung seines hundertsten Todestages zu gedenken und sich daran zu erinnern, daß er ein Sohn unserer Heimat war. Und so möge hier aus dem Buche „Der Heimgang eines Himmelsforschers“ das Erwähnung finden, was darin über die Beziehungen Carl Ludwig Hardings zu seiner Geburtsstadt Lauenburg gesagt ist.

„Die Chronik seiner Vaterstadt Lauenburg an der Elbe enthält nichts über den bedeutenden Mann, was nur zu begreiflich ist, da man bei der Geburt eines Kindleins nie wissen kann, was dereinst aus ihm wird, es sei denn, daß ein Horoskop von berufener Hand Aufschluß über das künftige Leben und Wirken bis ans Ende gibt.

Erst nach vielen Hin- und Herschreibereien an Behörden und Schriftleitungen der Geburts- und der Wirkungsstätte des berühmten Astronomen Carl Ludwig Harding, der in manchem Lexikon und Nachschlagewerk verzeichnet ist, gelang es mir (der Verfasserin des Buches), etwas über den Stammbaum Hardings zu erfahren.

Namentlich Herr Hauptpastor Schneider in Lauenburg (Elbe) konnte durch sein emsiges Forschen in dem von ihm verwalteten

Archiv der dortigen Kirchengemeinde bestätigen, daß der am 30. September 1765 in Lauenburg (Elbe) geborene und am 1. Oktober getaufte Carl Ludwig Harding der vierte und jüngste Sohn aus der Ehe des in Lauenburg seit August 1758 amtierenden Hauptpastors Carl Ludwig Harding war. Letzterer war ein Sohn des Superintendents Hartung Henning Harding in Hameln und seiner Ehefrau Luise Dorothea, geb. Meyer, verwitwete Pastorin Cordes (Landsberg), eine Tochter des Lauenburger Elbzöllners Arnold Friedrich Meyer. 1781 wurde Carl Ludwig Harding konfirmiert. Weiteres ist aus den Kirchenbüchern nicht zu ersehen. Doch gibt uns die nordische Abstammung aus der frommen Pastorenfamilie eine Bestätigung für die in mancher Biographie Hardings besonders hervorgehobene oder ererbte Gottesfürchtigkeit, Friedfertigkeit und Liebe zu den Sternen bis ins hohe Alter hinein.“

Wie schon aus diesen der Einleitung zu der eigenlichen Erzählung entnommenen Worten hervorgeht, war Carl Ludwig Harding eine stille Gelehrtennatur, die sich abseits vom Lärm des Tages in unermüdlicher und erfolgreicher Arbeit der Erforschung der Sternenwelt widmete.

Wenig Zeit ließ Carl Ludwig Harding sein geistiges Schaffen; im gesellschaftlichen Leben seiner Wirkungsstätte ist er kaum hervorgetreten, und seine emsige Tätigkeit zur Erforschung des Weltalls vollzog sich nur wenigen erkennbar. Er war irdischem Leben oder weltlichen Vergnügungen abhold. Das Treiben auf der Erde war ihm ziemlich gleichgültig; denn seine Gedanken flogen zumeist hinauf zum Sternenzelt, dem seine Wissenschaft und seine Liebe galten. Als er am

Ende seines Lebens stand, das nicht frei von tragischen Momenten gewesen war, konnte er in die Ewigkeit eingehen in dem Bewußtsein, sich unvergängliche Verdienste um die Menschheit erworben zu haben. Er starb vier Wochen vor seinem 69. Geburtstag, nachdem er niemals ernstlich krank gewesen war.

Wir möchten mit dem Wunsche schließen, daß das dem Forscher zu seinem hundertsten Todestage gewidmete und liebevoll geschriebene Buch „Der Tod eines Himmelsforschers“ auch hier viele Leser finden und zur Würdigung Carl Ludwig Hardings in seiner Heimat beitragen möge.



Friedrich Wilhelm Bessel
(vergl. Text Seite 30)

Die Kirchenglocke zu Lüttau.

Nach einem Aufsatz in der Beilage zur „Allgemeinen Lauenburgischen Landeszeitung“ („Das Land an der Elbe“ 1934 Nr. 4) hat der Kirchort Lüttau bei Lauenburg einen ganz besonderen Vorzug. Er besitzt nämlich eine Kirchenglocke, nach ihrer Inschrift eine Marienglocke, die in die Tage Karls des Großen zurückreicht, in die „Zeit um 800“. Der Verfasser, El. Eggers in Lüttau, schreibt: „Sie hat jedem Lüttauer seit 1000 Jahren geklungen und kündigt uns in ihrem Klang noch heute von allem Geschehen. Sie überstand die Geschehnisse von Slawen- und Dänenkriegen, sie überstand Pestzeiten und den 30jährigen Krieg, sie sah die Einführung des Christentums und die Reformation.“ Ja, nicht nur die Glocke weist nach dem Verfasser dies auf fallend hohe Alter auf, das sie als einzigartig in ganz Norddeutschland und dem ganzen Norden überhaupt, bisher merkwürdiger Weise völlig unbekannt, dastehen läßt, sondern auch der sie beherbergende Glockenturm. Der Verfasser bemerkt: „Und wenn nun der Turm vor seiner Bestimmung zum christlichen Kirchen- und Glockenturm schon die Sachsen und Langobarden sah (von uns gesperrt!), so klingt das Lied der Himmelskönigin (Marienglocke!) noch unausgesetzt zum All, wie die Gedanken und die Seele unserer Ahnen, zum Preis der Stammutter der Langobarden, der Gambara, der Lebens-trägerin“. Also auch der Turm, in die vorchristliche Zeit zurückreichend und als solcher bisher noch völlig unbeachtet, ein höchst bemerkenswerter Bau!

Was ist es nun mit Turm und Glocke zu Lüttau? Selbstverständlich haben beide von unseren zuständigen Kunsthistorikern schon längst die ihnen gebührende Beachtung gefunden, und unser früherer verdienstvoller Provinzialkonservator, Geheimrat Prof. Dr. Haupt, hat sie in seiner umfangreichen mehrbändigen Dar-

stellung der „Bau- und Kunstdenkmäler“ in Schleswig-Holstein und Lauenburg 1886—1926 auch mehrfach eingehend behandelt. Zunächst Kirche und Turm von Lüttau. Sie gehen auf keinen Fall in die karolingische Zeit zurück. In den Tagen Karls des Großen sind bekanntlich mit dem Einzug des Christentums nördlich der Elbe nur vier Kirchen zwischen Elbe und Eider erbaut, nämlich zu Hamburg, Meldorf, Heiligenstedten und Schenefeld, von denen nur die letzte heute noch teilweise in ihrer Nordmauer steht, wie die jüngsten hervorragenden Grabungsergebnisse des Meldorfer Museumsdirektors, Dr. Kamphausen, aufgezeigt haben. Kirche und Turm zu Lüttau gehören dagegen, wie einige Nachbarkirchen auch (Geesthacht, Raddewörde, Sieben-eichen), dem zwölften Jahrhundert an. Die Kirche ist im vorigen Jahrhundert einem Neubau gewichen. Der Turm aber mit seinem schönen frühgotischen Portal ist heute noch weithin erhalten. Zum ersten Male findet sie in dem Rakeburger Zehntregister von 1230 Erwähnung. Ein Zurückgehen in die Tage Karls des Großen oder gar in eine noch frühere Zeit ist völlig ausgeschlossen.

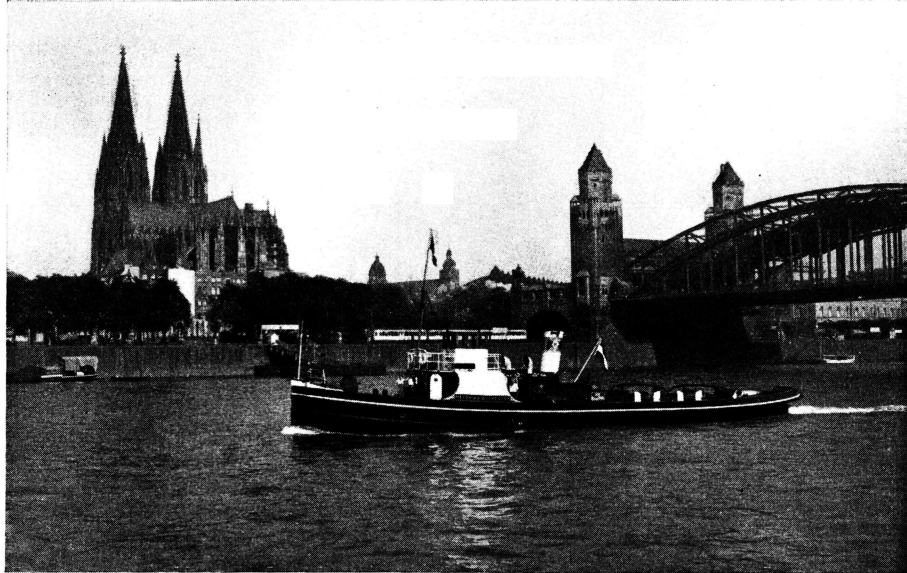
Und ähnlich ist es mit der alten Kirchenglocke. Schon die Inschrift, der „Himmelskönigin“ Maria geweiht, verrät, daß sie der christlichen Zeit angehört. Ihrer ganzen Form nach ist sie, wie so viele Glocken jener Zeit, undatiert, gehört sie dem 13. Jahrhundert an, also der Zeit, in der die nahe Stadt Lüneburg, als Gießerort damals hochberühmt, uns eine ganze Reihe herrlicher Glocken schenkte. Auf Grund von Inschrift und Form läßt sich vielleicht auch noch bei der Lüttauer Marienglocke der Glockengießer und damit die genaue Entstehungszeit feststellen. Mit einer Entstehung derselben aber „um 800“ ist niemals zu rechnen. Ueberhaupt sind die Ausführungen des Verfassers zur Glockenkunde unseres Landes überaus verwegen. So schreibt er gleich zu Anfang: „Es ist ein Irrtum, wenn man meint, die

Kirchenglocken wären eine Neuerung des Christentums. Die Glocken waren zu Kultzwecken und zur Nachrichtenvermittlung längst vor der Einführung des Christentums bei unseren Vorfahren, den Sachsen, im Gebrauch.“ Und dann kommt er auf die bekannte Glockensage von Lüttau. Von den Glocken bei den alten Sachsen in vorchristlicher Zeit haben wir aber nicht die geringste Nachricht, obwohl auch zur Geschichte des Glockenwesens in Deutschland bereits recht umfangreiche Forschungen vorliegen. Ja, der Verfasser behauptet sogar: „Der ganze Kampf der Kirche hat sich gegen die heidnischen Glocken gerichtet, und man zerstörte

und zerstückte sie, wo man sie in den Kultgebäuden fand.“ Er bringt dafür nicht den Schatten eines Beweises. Weiterhin wagt er sogar die Behauptung: „Das deutet auf die Zeit des Eroberers Karl hin, der unter dem Vorwand, das Christentum bei uns einzuführen, hier brandschatzte und mordete, alles stahl, was nicht niets- und nagelfest war, um riesige Privatschätze anzuhäufen.“ Das ist keine zuverlässige Geschichtsschreibung mehr, sondern leidenschaftlicher, gehässiger Fanatismus. Von solcher Art muß alle sorgfältige, aufrichtige Heimatforschung sich peinlichst fernhalten. Sie verdirbt nur, anstatt aufzubauen! Dr. W. Jensen.

Lauenburger Elbedampfer auf dem Rhein.

Die Niedrigwasserkalamität, unter der der Elbstrom wegen der fehlenden Niederflüsse schon seit dem Monat Mai zu leiden hat, hat sich auf die Schifffahrt der Elbe recht ungünstig ausgewirkt. Die Schiffstreederei Matthias Burmeister hier selbst sah sich deshalb veranlaßt, zur Aufrechterhaltung ihres Schifffahrtsbetriebes zwei ihrer Schleppdampfer nach dem Rhein zu dirigieren, um diese dort Schlepperdienste versehen zu lassen. Es sind



dies die Schraubendampfer „Archimedes“ (420 Pfl.) und der Motorschlepper „Matthias Burmeister“ (330 Pfl.). Beide Fahrzeuge traten am 27. Juni von Hamburg aus die Fahrt an, die über Cuxhaven, Bremerhaven, durch die Weser bis Minden, dann durch den Mittellandkanal, den Dortmund-Ems-Kanal, den

Rhein-Herne-Kanal bis nach Ruhrort ging. Dort wurden beide Schiffe auf der Meidericher Schiffsverwerft für den Schlepperdienst auf dem Rhein durch den Einbau von Winden für Trossen bis zu 250 Meter Länge hergerichtet; außerdem erhielt der Motorschlepper „Matthias Burmeister“ zum Antrieb der Trossen noch einen Deutz-Benzin-Motor von sieben P.S. Bereits am 4. Juli konnten beide Schiffe ihre Tätigkeit auf dem

Rhein aufnehmen und von Ruhrort nach Mannheim mit je einem modernen Rheinfahrer im Anhang und je einer Ladung von 20- bis 25 000 Zentner abgefertigt werden. — Wie uns mitgeteilt wird, sind die Lauenburger Schleppdampfer auf dem Rhein auch gegenwärtig noch gut beschäftigt.

Chronik des Monats Juni 1934.

1. Die Elbe steht schon seit längerer Zeit im Zeichen einer sich allmählich verschärfenden Wasserkalamität, die für Sommer und Herbst sehr ernste Befürchtungen aufkommen läßt, falls nicht umfangreiche Niederflüsse einsetzen.
3. Aus Anlaß des Deutschen Flugtages wurde auf der Alten Wache ein Segelflugzeug ausgestellt, außerdem wies eine Werbesäule, die mit markanten Worten unserer Führer versehen war, auf die Bedeutung des Tages hin. Weiter wurden die Rundfunkreden, die in Beziehung zum Flugtag standen, durch Lautsprecher übertragen.
- Die NSDAP. hielt ihren ersten diesjährigen Kreisparteitag in Rakeburg ab, zu dem die politischen Leiter und Leiterinnen der Partei und der Nebenorganisationen aus allen Ortsgruppen und Stützpunkten des Kreises gekommen waren.
6. Der Kreisverein Lauenburg des Deutschen Roten Kreuzes, Vaterländischer Frauenverein, hielt im Hotel Stappenbeck in Lauenburg (Elbe) eine Mitgliederversammlung ab, die von den Zweigvereinen aus dem ganzen Kreise zahlreich besucht war. Die Vorsitzende des Zweigvereins Lauenburg (Elbe), Frau Ludwig Burmeister, richtete an die auswärtigen Mitglieder herzliche Begrüßungsworte.
14. Eine öffentliche Versammlung im Rahmen der Verkehrserziehungswoche fand im Hotel Stappenbeck statt und hatte einen Massenbesuch aufzuweisen. Das Thema lautete „Kampf dem Verkehrsunfall“, und durch die Vorführung einer Reihe von Lichtbildern wurde gezeigt, wie man sich als Straßenbenutzer zu verhalten hat.
17. Zu einer eindrucksvollen Rundgebung für das Deutschtum im Ausland gestaltete sich auf der Alten Wache die Eröff-

- nung der VDA-Sammelwoche mit der Weihe von VDA-Wimpeln für die hiesigen Schulen. Die NS-Organisationen waren, meist in starker Besetzung, vertreten, und auch Mitglieder des VDA. und Freunde der Bestrebungen dieses Bundes waren anwesend. Als Ortsgruppenführer des VDA. hielt Herr Mittelschulrektor Alie eine gehaltvolle Ansprache, und mit dem Gesang des Deutschland- und des Horst-Wessel-Liedes nahm die erhebende Feier ihren Abschluß.
17. Eine Ausfahrt „Mit Kraft durch Freude“ nach Travemünde hatte hier eine stattliche Teilnehmerzahl gefunden. Es waren gut 500 Personen, die morgens zum Bahnhof marschierten, um mit einem Extrazug die Fahrt nach dem Seebad Travemünde anzutreten. Der Aufenthalt an der Ostsee wurde allen zu einem Erlebnis schönster Art.
 20. Auf ihrem Marsch von Hamburg nach Berlin traf die Alte Garde, in der die ältesten Kämpfer der Hitlerbewegung Hamburgs vereinigt sind, in unserer Stadt ein, wo ihr ein ungemein herzlicher Empfang zuteil wurde. Am anderen Morgen erfolgte der Weitermarsch nach Berlin.
 24. Der heutige Sonntag galt in ganz Deutschland der Verherrlichung des deutschen Liedes, und auch der Lauenburger Männerchor nahm Gelegenheit, im Schlossgarten eine Stunde lang zu singen. Es wurden mehrere unserer besten Volkslieder zu Gehör gebracht und damit der ansehnlichen Zuhörerschaft viel Freude bereitet.
 23. Die Sonnenwendfeier ging wie im Vorjahre unter großer Beteiligung abends im Glüfinger Grund vor sich. Die Feuerrede hielt Pg. Rektor Simon. Mit der Sonnenwendfeier verbunden waren sportliche Wettkämpfe der Jugend.
 30. Die Sommerferien haben heute in den hiesigen Schulen ihren Anfang genommen.